

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte
Band: 11 (1961)
Heft: 1

Artikel: Zur Frage des Schreibunterrichtes an den Mittelalterlichen Universitäten
Autor: Foerster, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-80090>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZUR FRAGE DES SCHREIBUNTERRICHTES AN DEN MITTELALTERLICHEN UNIVERSITÄTEN

Von HANS FOERSTER

Nicht erst durch eine posthume Ausgabe werden wir mit den Ideen des erst vor einigen Jahren verstorbenen Hajnal bekannt¹. Bereits 1927 erschien zu Budapest in seiner Muttersprache seine «Geschichte der Schrift im Zeitalter der Wiederaufnahme ihrer Verwendung» mit 44 Faksimiles, besonders von französischen Urkunden auf der einen und von österreichischen und von ungarischen auf der anderen Seite. Dazu gesellte sich 1934 in Brüssel «Le rôle social de l'écriture et l'évolution européenne» (Revue de l'Institut de sociologie Solvay). Ferner 1943 zu Budapest-Leipzig-Mailand «Vergleichende Schriftproben zur Entwicklung und Verbreitung der Schrift im 12.—13. Jahrhundert — Schriftlichkeit und intellektuelle Schichtung», mit 32 parallelen Faksimiles, die zum großen Teile aus dem Werke von 1927 stammen und um Bilder polnischer und skandinavischer Herkunft vermehrt sind. Das Jahr 1954 sah dann das Erscheinen der ersten Auflage des hier angezeigten Buches, die zwar ohne Faksimiles blieb, aber mit einer russischen Zusammenfassung am Schlusse auf S. 183—187 versehen ist. Sie enthielt vier Abschnitte: 1. «L'enseignement aux universités du moyen âge. 2. Méthodes de l'enseignement de l'écriture à l'université. 3. Cours de rédaction des chartes aux universités. 4. L'effet de l'enseignement scolaire sur l'uniformité de la pratique diplomatique européenne.» Diese vier Abschnitte entsprechen den Kapiteln 3—6 der neuen Ausgabe. Voran gehen ihnen hier außer «Préface de l'éditeur» und «Avant-propos de l'auteur» die beiden Kapitel «La propagation de l'écriture des chartes» und «La formation de cursive gothique». Es folgt ihnen ein Appendix mit drei Beiträgen: «A propos de l'enseignement de l'écriture aux universités médiévales» — «Maîtres-écrivains.» «Scriveners» — «Ecriture et chancellerie» par László Mezey. Den Beschluß macht ein «Album des specimens arrangé et introduit par László Mezey». Seine 150 Beispiele, drei je Seite, reichen von 1013—1302. Die Unterschiede zwischen den beiden Auflagen gemeinsamen Kapiteln sind zumeist unerheblich. Bisweilen bestehen sie nur in unbedeutenden sprachlichen Verbesserungen. Die wesentlichen Behauptungen bleiben die gleichen. Sie sind bereits von der Kritik der ersten Auflage genügend gewürdigt worden.

In beiden Auflagen wird zugegeben, daß es sich bei jenen Behauptungen nicht um sicher feststehende Ergebnisse handelt, sondern um Hilfhypothesen, die eingehenderen vergleichenden Studien rufen, mit dem Zwecke,

¹ ISTVÁN HAJNAL, *L'Enseignement de l'écriture aux universités médiévales*. Deuxième édition revue, corrigée et augmentée par LÁSZLÓ MEZEY. Budapest 1959. Maison d'édition de l'académie des sciences de Hongrie.

die Umstände des Unterrichtes der Urkundenherstellung im Schoße eines internationalen Zentrums bestimmter festzulegen, nicht aber, den Einfluß verschiedener Kanzleien aufeinander zu präzisieren. Sein Weg führte Hajnal selber zur Bestimmung des elementaren Schreibunterrichtes an den Universitäten, zur Charakterisierung des Standes der «Kleriker» auf der einen und der südländischen Notare auf der anderen Seite. Die karolingische Schriftreform erfährt in diesen Zusammenhängen eine eingehende Würdigung nach Ursprung, Wesen und Verbreitung. Weit ausholend greift Hajnal über in den Bereich der Staatsverwaltung und des Gerichtswesens, um die Bedeutung des mündlichen Verfahrens darin gegenüber dem Gebrauche der Schrift herauszustellen. Die Mündlichkeit des Unterrichtes gelangt natürlich zu besonders eingehender Darstellung. Die Organisation der Universitäten, die Wichtigkeit ihrer Artistenfakultäten, ihre internationale Zusammensetzung, das Studium von Angehörigen verschiedener Orden an ihnen ermöglichten es nach Hajnal, daß die Universitäten, vornehmlich Paris, die weitgehende Übereinstimmung im Urkundenwesen bewirken konnten — ein Verdienst, das nicht den Kanzleien zuzuschreiben ist.

Die Verwendung der Formel «*Dei gratia*», die wechselnde Anwendung der Formel «*In perpetuum*» mit ihrem ersten Gebrauche in französischen Urkunden, mit ihrer europäischen Verbreitung zu Anfang des 12. Jahrhunderts ist Hajnal ein Beweis dafür, daß diese Mode mit der Tätigkeit eines französischen Schulzentrums in Beziehung stand. Es ist ihm sicher, daß die Urkundenschreiber weit entfernter Kanzleien ihre Formeln einer gemeinsamen Schule entnahmen und sie nicht direkt päpstlichen Urkunden entlehnten.

Der Schulunterricht war es nach Hajnal auch, der in den Datierungsformeln bewußt römische Terminologie nachahmte.

Das Fehlen von Invokation, Notifikation und Korroboration in den Papsturkunden, die Verwendung von Pergament anstelle von Papyrus, den Gebrauch von Bezeichnungen wie *cancellarius*, *notarius* und *scriptor* glaubt Hajnal auf nordischen Einfluß zurückführen zu können — was allerdings eine umgekehrte Beeinflussung nicht ausschließt.

An der Kurie ist keine Spur von Schulunterricht nachzuweisen. Die Universität Rom aus der Mitte des 13. Jahrhunderts hatte nie internationale Bedeutung. Die päpstliche Kanzlei hingegen besaß ein internationales Personal. Dessen Ausbildung hatte bereits vor dem Antritt seiner kurialen Ämter eine gewisse Höhe. Dafür aber kam in erster Linie die Universität Paris in Betracht, mit der die Kurie engere Beziehungen unterhielt als etwa mit Bologna. Die Gleichartigkeit der Urkundenschriften in Frankreich und in England sowie bis nach Skandinavien und Ungarn hin kann nur erklärt werden mit einem «*mouvement général et homogène de l'enseignement*».

Alle diese und andere Dinge sind zum Teil recht breit behandelt, trotz bisweilen sehr starker Quellenknappheit — dabei oft so stark verklausuliert, daß es nicht immer leicht ist, dazu positiv oder negativ Stellung zu nehmen.

Zudem dürfte die ganze Arbeits- und Anschauungsweise Hajnals durch die erste Auflage hinreichend bekannt geworden sein. Hier kann es sich schon angesichts des geringen zur Verfügung stehenden Raumes nur darum handeln, neben den kurz zitierten Dingen einige Gedanken aus dem Zuwachs anzuführen, den die zweite Auflage gegenüber der ersten erhalten hat.

Auf Grund jener ersten hat man Hajnal das Verdienst zugebilligt, die Notwendigkeit betont zu haben, daß der Universitätsbetrieb als Faktor bei der Entwicklung einer neuen europäischen Schrift stärker ins Auge gefaßt werden müsse. Jedoch den Nachweis für diese Rolle der Universitäten sieht man nicht als erbracht an. Zu geringes Arbeitsmaterial, eine Zurückstellung des paläographischen Elementes, das Herausgreifen einzelner Formeln hebt man rügend hervor.

In dem Anhang A = «A propos de l'enseignement de l'écriture aux universités médiévales», einem Wiederabdruck aus dem «Scriptorium» 1957, gibt Hajnal zu, daß die einzige von ihm als endgültig bewiesen betrachtete These die von dem Schreibunterricht an den Universitäten ist. Hier erklärt er auch seine Zurückhaltung hinsichtlich der Paläographie und rückt die Bedeutung von Destrez' «Pecia» ins Licht. Eingehend behandelt er die Rolle der «stationarii», die sich in Deutschland nur schwach bemerkbar machen, die Methode des «pronuntiare ad pennam» und des «legere ad pennam», die an den italienischen Universitäten kaum erwähnt wird. «L'exercice discipliné et prolongé de la prononciation à haute voix s'est pour ainsi dire confondu avec l'enseignement de l'écriture. La prononciation des différentes lettres, puis des différents mots, opération exécutée de multiples fois à haute voix, en chœur, selon la récitation du maître, a prêté en quelque sorte, dans la conscience de l'élève, une existence indépendante et plastique à la lettre et au mot. Lorsqu'il traçait les divers éléments de la lettre, sa plume se préparait déjà à l'adjonction de l'élément suivant et, consécutivement, du mot entier.»

Diese Unterrichtsmethode und nicht der gotische Kunststil erklärt für Hajnal die gotischen Schriftformen, ohne daß er aber dem neuen Federschnitt und der neuen Federhaltung die Bedeutung abspricht.

Die Frage, ob die nordalpine Universität die «clerici» im Schreiben und in der Abfassung der Urkunden unterrichtete oder ob sie diese Fertigkeiten in einer Kanzlei im Laufe ihrer Berufsausbildung erhielten, die Lösung dieses Problems ist das Endziel der Untersuchungen Hajnals. Immer wieder unterstreicht er dabei die Notwendigkeit einer weitgespannten internationalen Zusammenarbeit.

In Italien fanden die Notare an den Universitäten ihre Ausbildung; in England findet sich gleichfalls das Urkundenschreiben im Universitätsunterricht und an den bei hohen Zentralbehörden geschaffenen Schulen. Wie hätten die Tausende von «clerics», die in Hunderten von Pariser Stellen arbeiteten, ihre Einförmigkeit in Form und Schrift entfalten können, ohne die geringste gemeinsame schulmäßige und organisierte Ausbildung!

Alles in allem genommen, stellt Hajnal fest, vermittelt die Schrift der Kanzleien des 13. Jahrhunderts den Eindruck der Frucht bewußter Arbeit eines «métier à part». «...nulle part et jamais, l'on peut parler, au sens stricte du mot, d'un développement autochtone de l'écriture. Partout en Europe, on a affaire à une constante évolution commune, et l'école en a pu être le véhicule.»

Im allgemeinen scheint die Kritik die Beweise Hajnals für die fast eiförmige und gleichzeitige Verbreitung der Urkundenschrift von Frankreich bis nach Osteuropa anerkannt zu haben. Die von ihm behauptete Rolle des Pariser Unterrichtes wird hingegen bestritten und ihr die innere, unabhängige Entwicklung innerhalb gewisser Gebiete und Institutionen entgegengehalten.

Darin erblickt Hajnal eine Mißdeutung und faßt seine Ansicht folgendermaßen zusammen: die Grundelemente der Urkundenherstellung, das heißt die Schrift und die hauptsächlich äußeren Formen haben die Studenten von Paris in das übrige Europa übertragen. Aber selbst in Paris gab es Sonderstile. Und ebenso machten die Einrichtungen eines jeden Gebietes bewußte Anstrengungen, um einen eigenen Stil durchzusetzen, wobei sie von dem Fonds der gemeinsamen europäischen Formen ausgingen. Hajnal gibt zu, daß die chronologischen Datierungselemente vielleicht am stärksten die Gleichartigkeit des Formelschatzes und die Ableitung aus der Pariser Quelle erschüttern könnten. Derartigen Einwendungen gegenüber verweist er auf eine spätere Studie und beschränkt sich auf folgende Ausführungen: In Frankreich setzte sich im 13. Jahrhundert die Datierung mittels der Monatsangabe ohne Tagesbezeichnung an die Stelle der bloßen Jahresangabe oder der Datierung nach dem römischen Kalender mit seiner Tagesangabe. In Deutschland und in Ungarn hingegen erhielt sich hartnäckig die Datierung mit einfacher Jahresangabe, die in den wichtigsten Kanzleien häufig «de pair» ging mit der Verwendung des römischen Kalenders mit Tagesangabe. Letzterer Brauch beruhte zweifellos auf dem Vorbild päpstlicher Urkunden. Aber zahlreiche Beispiele zeigen, daß die Verwendung des römischen Kalenders gekünstelt war, daß sich die Urkundenhersteller seiner nur mit großer Mühe bedienten, daß er eine Quelle von Irrtümern war, und daß sie ihn nicht für unentbehrlich erachteten.

Die Praxis der Datierung durch einfache Monatsangabe ist nicht auf dem Wege über die königliche Kanzlei in Frankreich eingedrungen. Denn das System wurde zunächst durch einige provinzielle Kanzleien angewandt und endgültig angenommen. Auch handelt es sich nicht um eine Übertragung von Gebiet zu Gebiet. Denn in Südfrankreich war es nicht üblich. Es muß demnach doch wohl im Frankreich des droit coutumier durch die Vermittlung irgendeiner Schule eingeführt worden sein. In Deutschland verbreitete sich die Methode nur sporadisch. In Ungarn findet sie sich nur in einem einzigen Bistum, das sie lange beibehielt. Am bezeichnendsten im Sinne seiner These findet es Hajnal, daß dann in der Folge die nordalpinen

Urkunden die Datierung mit der Tagesangabe annehmen, zunächst vereinzelt vom Anfang des 13. Jahrhunderts ab, um sie dann am Ende des Jahrhunderts plötzlich zur allgemeinen Praxis zu erheben. In Italien verbreitete sich mehr die moderne Datierung mit Monats- und Tagesangabe.

Die Kurie verwandte nie den im nordalpinen Gebiete beliebten christlichen Festkalender, sondern behielt den heidnischen römischen bei. Nachweisbar entstand die liturgische Datierung mit Tagesangabe in Frankreich. In gleichzeitigen Wellen verbreitete sie sich nach Osten, und zwar in dem Maße, in dem sich diese Praxis stufenweise in Frankreich verallgemeinerte, das heißt fortschreitend im Schulunterricht Wurzel faßte. Somit hatte Deutschland hier keinen zeitlichen Vorsprung vor Ungarn.

Aber auch in diesem Punkte ist es nur die allgemeine Form, die sich verbreitete. Im übrigen datierte man nach den Festen der jeweiligen Gebiete.

Hajnal gibt der Kritik recht, wenn sie behauptet, daß nur ein Teil der Schreiber seine Kenntnisse auf den Universitäten gewonnen habe. Aber nach seiner Angabe hätten diese Leute später daheim Schulen eröffnet, und durch ihren Unterricht sei die Einheitlichkeit in der Urkundenherstellung bewirkt worden.

Der Annex B befaßt sich mit den französischen «Maîtres-Ecrivains», den Londoner «Scriveners», gibt eine nüchterne Aufzählung der behördlichen Bestimmungen, denen jene in der Neuzeit in Frankreich unterlagen, und kommt auch hier zu dem Ergebnis: «L'écriture européenne devint le moyen d'expression intime de tous, non pas comme une aptitude spéciale et mécanique, mais grâce à une scolarité systématique.»

Auch László Mezey bezeichnet in dem Annex C das Ergebnis der jahrzehntelangen Beschäftigung Hajnals mit dem Problem als Diskussionsgrundlage und billigt ihm zu, daß es keine wesentlichen Änderungen erheische. Er räumt ein, daß die Wiederbelebung der Schriftlichkeit nicht allein das Werk der Universitäten sei, betont aber: «c'est le mouvement universitaire, né lui-même des besoins de la société, qui a élaboré conformément aux besoins de la société, les questions théoriques et techniques, dont la réalisation devait être l'œuvre de la chancellerie. Car c'est effectivement la chancellerie, partout présente, qui a enraciné dans la conscience de la société la nécessité inéluctable de l'usage de l'écriture.» Auch Mezey gibt die Notwendigkeit weiterer Untersuchungen zu. Nachdrücklich weist er auf die Bedeutung der paläographischen Unterschiede in den Urkunden neben den Übereinstimmungen hin. Zu dieser wichtigen Frage steuert er eine Untersuchung über das dänische und das tschechische Urkundenwesen bei. Er schließt diese Ausführungen mit der grundsätzlichen Bemerkung ab: «Le porte-parole le plus important et le réalisateur partiel de ces aspirations est l'université qui, à l'époque n'est pas tellement une école, une institution pour l'enseignement supérieur, qu'un mouvement né des besoins de la société, destiné à élaborer le programme de la satisfaction de ces besoins et — dans la mesure où l'histoire l'a permis — à le réaliser.»

Das Album mit seinen 150 Schriftproben füllt eine stark fühlbare Lücke der ersten Auflage aus. Auch es will nicht so sehr die Ähnlichkeiten in der Urkundenschrift der betreffenden Zeit klarstellen, als vielmehr ihre Unterschiede darbieten, das heißt Urkunden, die die Bücherschrift zur Geltung bringen neben solchen mit Kursivschrift. Es will den Wettstreit zwischen scriptorium und cancellaria in bezug auf die Schreibpraxis erläutern, um dem Leser eine endgültige eigene Meinung zu ermöglichen. Eine zahlenmäßige Entsprechung der Abbildungen zu der Urkundenproduktion der verschiedenen Länder ist nicht erreicht, ja überhaupt nicht erstrebt. Nicht alle Länder sind vertreten, nicht alle vertretenen gleichmäßig herangezogen. Die wachsende Zahl der Beispiele für den Schriftgebrauch in dem einen oder anderen Lande, ihr Vorhandensein oder Fehlen steht im Einklang mit dem Rhythmus der Entwicklung der Schriftlichkeit des Verkehrs in diesen Ländern. Sie enden mit deren vollständiger Entfaltung. Daher wiegt das Material für die französischen und englischen Urkunden im 12. Jahrhundert vor. Daher wird es mit dem Anfange des 13. seltener. Denn da war das Wiederaufleben der Schriftlichkeit in Westeuropa bereits durchgedrungen. Die Bevorzugung des ungarischen, böhmischen und polnischen Materials wird mit der mangelnden Bekanntheit der westlichen Leser mit ihm begründet. Eine Bezeichnung der verschiedenen Schriftarten wird nicht gegeben, eine kurze Inhaltsangabe nur ausnahmsweise geboten. Dagegen werden Urheber und Empfänger bezeichnet. Aber auch von der Namhaftmachung der Letztgenannten wird abgesehen, wenn es sich zweifellos um Kanzleiausfertigungen handelt. Angesichts der Bedeutung der Benediktiner, Zisterzienser und Prämonstratenser für das Schriftwesen der jeweiligen Länder ist deren Ordensbezeichnung bei ihrer Empfängerschaft hinzugefügt. Die Angabe «par le chapitre. . .» bezieht sich nicht auf die Beurkundungstätigkeit der betreffenden Körperschaft in eigener Sache, sondern in fremden Angelegenheiten.

Nicht überflüssig, hinzuzufügen, daß Druck, Papier, Einband und der Schutzumschlag mit etwa 20 Urkundenproben von guter Qualität sind.

ZUM BASLER UNIVERSITÄTSJUBILÄUM

Von HELLMUT GUTZWILLER

Es gehört heute zur Tradition, Jahrhundertjubiläen von Staaten, Kantonen, Städten oder wissenschaftlichen Instituten nicht nur festlich zu begehen, sondern auch durch die Veröffentlichung einer Festgabe zu ehren. So nehmen denn gerade in der historischen Literatur die Festschriften einen breiten Raum ein.